



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und Alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich, als in Eisfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein „Töppchen“ getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat Ers doch besser neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!“

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Berliner Presse. Hätte die Bedeutung Bismarcks noch einer ausdrücklichen Bescheinigung bedurft, die Zeit seit seinem Rücktritte von den Staatsgeschäften würde diese hundertfach ausgestellt haben. Drei Vierteljahre sind vergangen, und noch kann weder Feind noch Freund sich darein finden, daß der gewaltige Mann im Vollbesitze der Kraft feiern soll, während so schwere Fragen auf die Tagesordnung gebracht werden. Was geschieht und was nicht geschieht, giebt Anlaß zu Erinnerungen, Vergleichen und Vermutungen, wie die Dinge laufen würden, falls seine Hand noch am Ruder wäre. Ihm wurde einst Mangel an Ruhe, nervöse Hast und Ungeduld vorgeworfen; die das thaten, müssen heute, wenn sie es auch nicht eingestehen, mit Beschämung an ihr damaliges vorschnelles Urtheil denken. Nicht minder die antiken Charaktere, die den vollen Brustton aufzuwenden pflegten, um jedem ihre Verachtung auszudrücken, der seiner überlegenen Einsicht eine Parteimeinung unterordnete. Oder vielmehr: sie müßten so empfinden, wenn die Schule des Parteilebens ihnen noch die Fähigkeit gelassen hätte, natürlich zu empfinden, selbständig zu denken.

Deutschland hat selten ein so trauriges Schauspiel geboten, wie im März und April, als der freisinnige Sanhagel dem Begründer des neuen Reiches faule Äpfel nachwarf und Schimpfreden nachrief, und die Nothe nicht durch den Ausbruch der Entrüstung aller anständigen Menschen verschleucht wurde. Nicht einmal der dem doch begründete Haß der französischen Gassenblätter ließ sich zu gleicher Niedrigkeit herab. Wir haben damals aus dem Munde von Parisern, Polen und österreichischen Ultramontanen Äußerungen vernommen, die bewiesen, wie die Ehrenhaften unter unsern Feinden solches Treiben ansahen. Vielleicht regte sich bei ihnen stille Schadenfreude, dann aber hatten sie Anstand genug, sie wenigstens nicht laut werden zu lassen, sondern nur ihr Bedauern über so unerhörten Undank zu erkennen zu geben.

Nun endlich, sollte man meinen, habe die Parteiwut sich genugthun können.

Doch nein! Wir würden nichts darüber sagen, daß fortwährend noch die politischen Gegner Bismarck angreifen und es ihm gleichzeitig verübeln, wenn er gelegentlich eine Meinung zu äußern wagt: Habeant sibi! Aber seine Person gewaltsam in jeden Konflikt hineinzuzerren, mit dem er nichts, wenigstens unmittelbar nichts zu schaffen hat, und zwar nur hineinzuzerren, um ihn zu verdächtigen, zu verleunden, in seiner Privatehre zu beschimpfen — das geht doch über alles Maß und muß die größte Langmut erschöpfen. Die „Hamburger Nachrichten“ nehmen in einer Frage Stellung gegen den Strom: Aha! Bismarck ist in Friedrichsruhe bei Hamburg, die genannte Zeitung hält zu ihm wie früher, folglich darf man vermuten, daß er den Artikel „inspirirt“ habe, in der zweiten Feile ist das bereits Gewißheit, in der dritten hat er ihn selbst geschrieben, und nun braucht man sich die schöne Gelegenheit zu einer neuen Illustration der Fabel vom toten Löwen nicht entgehen zu lassen. Bismarck ist noch der Ansicht, die Landwirtschaft dürfe nicht zu Grunde gerichtet werden — natürlich, er ist ja Großgrundbesitzer, er hat nur sein Privatinteresse im Auge, hat sich stets von diesem leiten lassen! Es ist zum Verwundern, daß noch niemand entdeckt hat, Bismarck habe Preußen zu den großen Kriegen getrieben, weil er schon auf die Dotationen spekulirte. Ganz Deutschland feiert in einmütiger Begeisterung und Dankbarkeit den großen Schlachtendenker, und diese edeln Seelen müssen das Nationalfest entweihen, indem sie ihn auf Kosten seines großen Genossen loben. Stöcker wird enthoben: wer ist der schuldige Teil in dieser Angelegenheit? Wer sonst als Bismarck, und zwar trägt er doppelte Verantwortung, weil er ihn zuerst ermuntert und ihm dann den Daumen aufs Auge gedrückt hat. Dem Freiherrn von Lucius wird der Fideikommißtempel erlassen: herrlich, denn das giebt einen Vorwand, in Erinnerung zu bringen, daß Bismarck einst die gleiche Vergünstigung genossen hat u. s. w.

Kann man sich dabei des Ekels erwehren?

Der Ton geht von Berlin aus, wo sich jetzt eine Sorte schreibender Menschen ansammelt, die bei allem Deutschthun nichts höheres kennt, als die Pariser Bohème, die Boulevard-Politik, die Boulevard-Journalistik, die Boulevard-Theater, die Boulevard-Cafés mit allem, was drum- und dranhängt. Und gegen diese Sorte lehnt sich die dortige anständige Presse nicht auf, obwohl sie sich dadurch der Gefahr aussetzt, mit ihr in einen Topf geworfen zu werden? Im Westen und Süden Deutschlands beobachtet man eine ganz andre Haltung. Und in ganz Deutschland fühlt sich jeder wahre Patriot im innersten verletzt durch das Treiben in der Reichshauptstadt und den andern Städten, die Berlin nachäffen, wie Berlin Paris. Überhaupt: wir gönnen Berlin alle Ehre und alle Vorrechte, die es der Politik Bismarcks verdankt, doch was die eigne Meinung und den eignen Geschmack betrifft, wahren wir unsre Reservatrechte. Zur Stellung von Provinzen in französischem Sinne werden sich die deutschen Länder niemals hinabdrücken lassen, das ist die gute Seite des Partikularismus, und dafür bürgt die Eigenart der Stämme, bürgt der Heimatsinn, bürgt Geschichte und Bedeutung der übrigen Städte, bürgt die Hochschulen, die über das Reich ausgefät sind. Hat man schon im alten Preußen dem spezifischen Berlinertum niemals die oft angestrebte Suprematie eingeräumt, um wie viel weniger in dem geeinten Deutschland! Und wenn die anständige Publizistik der Hauptstadt zu wenig Mut oder zu viel „Korpsgeist“ hat, um sich in unzweideutiger Weise von einer Genossenschaft loszusagen, die ihr keine Ehre bringt, wenn sich Roman- schrifsteller von Ruf nicht scheuen, ihren Namen dem Weisbietenden als Aushängeschild zu überlassen, mögen sie dadurch in noch so schlechte Gesellschaft geraten, wenn der in einem Briefe Viktor Hehns zitierte Berliner Zeitungsverleger

Recht behält, der seinen Mitarbeitern einprägte: „Schimpfen Sie! Der Berliner will, daß geschimpft werde! Aber schimpfen Sie so, daß uns kein Schade geschieht!“, wenn der großen Masse der Berliner das Gemisch von Demagogie, Servilität und Klatsch unentbehrliche Kost geworden ist, dann fällt der „Provinzpresse“ die Verpflichtung zu, um so entschiedener die gute Sache und den guten Ruf Deutschlands hochzuhalten, sich auch darin rein zu erhalten, daß ihre Blätter den Auslassungen der gekennzeichneten Art nicht einmal die Ehre der Erwähnung unter den „Zeitungsstimmen“ gewähren. Das sind sie ihren Lesern schuldig.

Grammatik und Logik. Zu dem Aufsatz „Die lateinischen und griechischen Pensa“ in Nr. 49 geht uns aus Lehrerkreisen folgende Zustimmung zu:

Wir Lehrer aus den höhern Schulen sehnen uns mit dem Verfasser nach Lösung aus den Fesseln, die uns an das unfruchtbare Gestein der Grammatik schieden. Um so schmerzlicher fühlten wir uns von einer Wendung in der ersten Kaiserrede berührt, die Wirkungen von uns erwartet, wo die Kräfte gebunden sind. Die Verwaltung, die Aufsichtsbehörde, der Bureaunkratismus trägt die Schuld, wenn das Leben im heutigen Schulbetriebe zum Teil erstarrt ist.

Auch die neuen Lehrpläne von 1882 haben an diesem Zustande wenig geändert, wenn sie auch das Lesen der alten Schriftsteller in den Vordergrund stellten. Denn das alterstrebte Ziel blieb bestehen: die Forderung der schriftlichen Übersetzungen in die alten Sprachen, fast in dem alten Umfange. Es war der unmerkliche Bruchteil einer Reform. Keine schriftlichen Arbeiten zu Gunsten der alten Sprachen! das muß nunmehr die Lösung sein. Auch das jetzt in Aussicht genommene Werk der Unterrichtsreform wird kein gründliches sein, wenn man sich nicht zu dem Grundsatz bekennet: Die Arbeiten im Gebiete der alten Sprachen müssen samt und sonders Übersetzungen aus diesen ins Deutsche werden.

Die Urteile der Altphilologen gehen natürlich in dieser Hinsicht noch auseinander. Noch hält man die Meinung, das logische Denken werde vorzugsweise an der Grammatik geübt und nicht vielmehr an den Dingen, hartnäckig fest. Man verwechselt Grammatik und Logik, weil auch der herrschende Sprachgebrauch logisch ist. Denken aber ist eine Verdeutlichung von Vorstellungen und Begriffen. Wenn die lateinische Sprache so vortreffliche Waffen für das Geistesturnier der Jugend darreicht, so besteht doch auch dieses in Erfassung von Begriffen, von Perioden, von Gedankenzusammenhängen. Hier muß die neue Schule einsetzen. Man wird aus dem Lateinischen und Griechischen ins Deutsche übersetzen und gewinnbringende Arbeit die Fülle haben. Auf den Anbau der deutschen Sprache muß alles zielen, nicht auf die Fähigkeit der schnellen Bergegenwärtigung des altsprachlichen Ausdruckes zur Herstellung von schriftlichen Arbeiten in den alten Sprachen. Das Fremde zu verstehen und in der Muttersprache ausprägen zu lernen, das wird die Art des zukünftigen Betriebes der alten Sprachen sein. Dazu gehört Geist, Verständnis der eigenen Sprache, das ist geistbildende Thätigkeit.

Andererseits hat der Verfasser jenes Aufsatzes darin Recht, daß die lebende Sprache vorzugsweise als gesprochene und geschriebene Sprache einen Wert hat für den Völkerverkehr. Wollte ein Volk diesen Nützlichkeitsstandpunkt verachten, so würde es seinen äußern Beruf verfehlen, besonders in der gegenwärtigen Kolonisationsperiode, wo die Erwerbswelt ihre Blicke gespannt auf das Ausland gerichtet hält. Dazu kommt, daß die rote Internationale einen lebhafteren Gedankenaustausch unterhält, als je eine kosmopolitische Periode der frühern Zeit. Und der auf höhern Schulen gebildete sollte die Sprache der Nachbarn entbehren können?

Daß er sie nicht alle lernen kann, ist kein Grund, sich nicht die wichtigeren ordentlich anzueignen.

Und nun zum Schluß: Hat die bisherige Forderung der Aufsichtsbehörde für die Abgangsprüfung gelautet: „Lesen und Übersetzen eines leichten Schriftstellers im Französischen genügt; im Lateinischen muß, bei möglichster Sicherheit im schriftlichen Ausdruck, ein Anfang im Sprechen gemacht sein,“ so werden in Zukunft diese Aufgaben einfach umgekehrt werden müssen. Und dazu wird es kommen.

Alle Mann an Bord. Von hochgeschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift:

Gestatten Sie einem eifrigen Leser Ihrer Zeitschrift, der auch hier im Auslande zu ihren Abonnenten zählt, zu dem Aufsatz: „Das Allgemeine Wahlrecht“ in Nr. 44 eine kurze Bemerkung und zwar zu dessen drei letzten Worten: Alle Mann an Bord!

Dieser Ausdruck hat sich in den deutschen Sprachgebrauch eingeführt, er wird — namentlich in letzterer Zeit — vielfach angewandt, jeder Zeitungsleser weiß, was damit gemeint ist, nur der Seemann, dessen Sprache er doch entnommen sein soll, versteht ihn nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem — auch in dem hier vorliegenden Falle — der Verfasser ihn verstanden wissen will.

Auf dem Schiffe, das einem drohenden Sturm entgegentährt, wird die Besatzung „an Deck“ gerufen, um die zur Abwendung der Gefahr nötigen Manöver auszuführen, d. h. es haben sich „alle Mann“ aus den andern Schiffsräumen dorthin zu begeben, wo man sein muß, um der Gefahr entgegentreten zu können: „an Deck.“ Die Worte würden also richtig lauten: „Alle Mann an Deck.“ (Das entsprechende Kommando in der Kriegsmarine lautet nach dem Reglement: „Alle Mann auf, klar zum Manöver.“)

Jeder, der auf dem Schiffe ist, befindet sich schon „an Bord,“ der Ruf: „Alle Mann an Bord“ hat also für die Besatzung des Schiffes, die ja schon „an Bord“ ist, keinen Sinn, er würde nur die, die sich noch nicht auf dem Schiffe befinden, auffordern, sich dorthin zu begeben, „an Bord“ zu gehen.

Ich muß zugeben, daß die große Menge der Leser den Ausdruck so auffassen wird, wie der Verfasser ihn gemeint hat: Jedermann (im deutschen Reich) auf seinen Posten, um der dem (Reichs-) Schiffen drohenden Gefahr entgegenzutreten. Ja der richtig gewählte Ausdruck würde sogar wahrscheinlich nicht verstanden werden. Der Verfasser ist so weit in seinem Recht, er folgt dem Sprachgebrauche, wie er sich — zu Unrecht allerdings — ausgebildet hat. Entnimmt man aber dem Schiffsleben ein Bild, so muß auch der dafür gewählte Ausdruck dem Seegebrauch entsprechen und nicht laienhaft klingen, sonst wirkt er auf den Eingeweihten komisch, gerade wo er mit der meisten Emphase angewandt wird. Und diese Wirkung ist umso peinlicher, je mehr man sonst dem Verfasser zustimmen möchte zu allen seinen Ausführungen. Im gewöhnlichen Zeitungsdeutsch habe ich den Ausdruck oft gelesen, aber da läuft eben so manches mit unter.

Noch ein Bedenken allgemeiner Art habe ich aber gegen diese Ausdrucksweise. Der Schriftsteller, der in seine Darstellung ein Bild einfließt, will dadurch das, was er auszudrücken beabsichtigt, dem Verständnis seiner Leser näher bringen, es ihrer Phantasie im Bilde vorführen. Oder er wird da einen bildlichen Ausdruck, einen Vergleich anwenden, wo er dadurch etwas kürzer und knapper ausdrücken kann, als auf andre Weise. Daß nun die große Masse der Leser — wie auch der Verfasser selbst — der hier bildlich gedachten Situation fremd ist, zeigt die

falsche Ausdrucksweise. Läßt man da die biblische Redeweise nicht besser weg, oder entnimmt den Vergleich einer dem Verständnisse der Leser geläufigeren Situation?

Wir haben diese Zuschrift gern veröffentlicht. Bei der Häufigkeit, mit der gerade dieses Bild in letzterer Zeit in der Zeitungssprache verwertet wird, erweckt das Gesagte vielleicht allgemeineres Interesse und trägt mit dazu bei, den unglücklichen Ausdruck, wie er gekommen ist, wieder verschwinden zu lassen.



## Litteratur

Der Papstfessel. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des Reformationszeitalters von Konrad Lange. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht

Der seltene Kupferstich, der in der Wittenberger Holzschnittkopie von 1523 durch Melancthon und Luther die Bezeichnung „Papstfessel“ erhalten hat, ist in neuerer Zeit namentlich wegen seiner Bedeutung für die Geschichte der graphischen Künste Gegenstand der Untersuchung gewesen. Das Monogramm W wurde zunächst auf den Goldschmied und Stecher Wenzel von Dmütz gedeutet, dann nahm Thausing, stets kühn in seinen Hypothesen und hartnäckig an ihnen festhaltend, es für Wolgemut in Anspruch, den er demzufolge zu einem Vorläufer der Reformation machte, W. Schmidt endlich hat dem mährischen Meister sein Eigentum zurückerstattet. Dafür wird letzterem der Ruhm, vor Dürer geäht zu haben, abgesprochen, da die meisten Sachverständigen, die in der Lage gewesen sind, das Blatt zu prüfen, es als Stich erkannt haben. Diese Fragen behandelt Konrad Lange in den ersten Abschnitten seiner Schrift nur kurz, sehr eingehend und stellenweise weit ausholend erörtert er die Entstehung und Bedeutung der Darstellung. Bekanntlich zeigt diese ein Fabeltier mit Felskopf, Rumpf einer Frau, schuppigen Armen und Beinen, Ochsenhuf und Adlerklaue als Füßen, einer härtigen Maske über dem Hinterteil und in einen Drachenkopf ausgehendem Schweife; im Hintergrunde die Engelsburg, die Beste des Papstes, und die Torre di Nona, das damalige Staatsgefängnis, zwischen beiden den Tiberfluß, der das Ufer überspült, sodaß das Ungeheuer auf dem nassen Boden steht (dies scheint uns aus der Abbildung ganz deutlich hervorzugehen, während Lange meint, es stehe „auf einer Wasserfläche,“ was gerade zu seiner Deutung weniger stimmen würde); der Fluß trägt außer der Bezeichnung Tevere noch das Datum Januarii 1496. Dies bedeutet nicht die Zeit der Entstehung des Bildes, sondern die Überschwemmung in Rom, nach deren Verlaufen angeblich die abgebildete Mißgeburt gefunden wurde.

Lange schließt sich nun der Ansicht an, die auf Grund der fehlerhaften italienischen Aufschriften und des Umstandes, daß gegenüber den schriftlichen Nachrichten über das Fabelgeschöpf Rechts und Links vertauscht erscheinen, Wenzels Stich für die Kopie eines italienischen Blattes hält. Nach seiner sehr einleuchtenden Darstellung wäre zu vermuten, daß zuerst einfach nach der in Rom umlaufenden Beschreibung des merkwürdigen Hundes ein Bild komponirt und dies dann für ein Spottbild auf die unter der Herrschaft Alexanders VI. entwürdigte und durch